

Willems Brautfahrt.

Eine Episode aus dem Reichthum Vergen.

In mäden Schritten senkte sich der Abend nieder, frühzeitig, plözlich fast. Denn wie die Sonne hinter die grünen Berge versunken war, da flammete es nur noch zum letzten Mal von drüben auf, blendend hell mit scharfem, flüchtigem Gold durch die wölkchen Dämmerung gleitend, ein zerfließender Purpurmantel. Und hoch begannen die grauschwarzen Klippen in die Höhe zu wachsen, felsige Colosse, die wie feingehauene Silhouetten vom tiefblauen Himmel sich abhoben. Selbst die klare, ruhige Luft schwebte ermettet zu sein; kein Hauch bewegte sie und glitt träufelnd, lieblos über den Spiegel des weiten Altmeeres. So: das Bläulichen der Nebel war schon längst verflummt.

Ein herrliches Bild, begann bewundernd ein stehender Bistier, der auf der Terrasse des Seehotels stand und zusammenhängend in einem weiten schottischen Kleid sich einwickelte. Wunderbar, wiederholte er, wie in Gedanken versunken, als wollte sein Auge das ganze herrliche Panorama in sich aufsaugen. Er wandte sich um und blickte zum Meer empor, der drohend und starr aus versteinerten Untergründe sich emporhob, ein kahler Felsen inmitten einer lebenden Masse. Die nackten Klippen schienen zu erzittern, denn hierher langten noch die schiefen Strahlenbündel der verfallenden Sonne. ... sie spinnwebte in das jauchzende Lachen, als wenn die eine lautlos schwebte neben grünlinden, spielenden Toppfen. Ganz leicht nun, schielte lächelnd zog ein seiner, glühender Nebel empor, dann noch ... Spinnwebte, in das sich einzelne Felle der Lagerländer verfangen hatten, ohne entgleiten zu können.

Der fremde Bistier sprach kein Wort mehr. Er schaute es, hier konnte man nur stumm, mit der Seele besondern ... wortlos, begeistert. Als wenn in gewaltiger Sprache die Natur ihr köstliches Lied singe ihr heiligstes. — Er blickte um sich.

Da stand neben ihm ein Bauer aus dem Thale, ein alter, zerlumpter Gefelle, schledt rasiert, mit müden, herabhängenden Augen im faltigen, verhärteten Gesicht. Er hielt den breiten Strohhut in den gefalteten Händen; seine Augen waren starr auf den Schnee gerichtet, während die weißen, blutlosen Lippen sich zuckend zu bewegen schienen, als wenn der Alte bete.

Unwillkürlich entblöhte auch der Bistier sein Haupt, vernahm er ja auch das helle, klingende Klätschen des nahen Kirchthurms — langgezogene Töne, die von den Bergen zurück schoten — fliegend, in leiseren Beben erklingend.

Der Alte hatte den Bistier bemerkt. Bergel's Gott, begann er leise, betens mit mir um arme Seele!

Der Bistier deutete auf die See.

Ja, ja fuhr der Alte fort, hier war's. Inmitten des Sees. Wir haben's hier vom Ufer genau sehen können, ohne irgendetwas heißen zu können. Es war ja ohnehin zu spät g'weh. Mein Einzigster!

Ihr Sohn ist hier verunglückt? Verunglückt? Wann's so haben wollen, ach recht! Bergel's Gott, das mit der hab'n. Der Alte wandte sich um und schlürfte langsam, schweren Schrittes davon.

Auch der Bistier verließ seinen Beobachtungspunkt; es war ohnehin schon empfindlich kühl geworden. Alle Gänge waren bereits auf der gedeckten Veranda, wo die Lichter flackerten und die gefrachten Kellner geschäftig umherhüpfen, dorthin wandte er sich. Er fand bald neben einigen Altauffeiner Honoratioren Platz, die hier ihre Pfeife rauchten und das braungelbe Bier tranken.

Ein goldvoll schöner Abend, begann der Bistier, seinen großartigen Regemantel und den Blau einem herbeigeeilten Kellner übergebend, dieser tiefen Friede. ...

Die trügerische Ruhe, lagte der Salmenarzt, Sie wissen ja, stille Wasser sind tief.

Das gilt dem See? Gewiß. Da konnten ihm die Wellen so manche Geschichten erzählen. ...

Da, da werden Sie ja wissen, wer dieser alte Bauer war, der neben mir gestanden und gebetet hat. ...

Der Arme! Dem ist ein großes Unglück widerfahren. Es ist zwar nur eine alte Geschichte.

Mit neuer Pointe? Auch das nicht. Eine einfache, alte Geschichte. Na, ich will sie Ihnen erzählen. Wir sitzen hier so gemütlich. Die Gäste schoben zusammen, der Bistier machte es sich bequem, trant vorher einen Schluck von seinem Bier, rauchte sich eine lange Havanna an und der Arzt begann:

Vor Jahren noch, ich war erst hierher gekommen, war dieser Alte noch einer der angesehensten, reichsten Bauern von Altauffeiner. Er hatte eine sehr hübsche Besetzung, eine Alm, auf der etwa 40 Kühe weideten, ein recht niedliches, freundliches Haus, war mit einem Worte einer der Besten. Sein Unglück war nur, daß ihm sein Weib viel zu früh gestorben war und er sich seinem einzigen, dem Willems, keinen rechten Rath zu schaffen wußte. Wie es eben in solchen Kreisen öfters vorzukommen pflegt, hätte der Willems über seinen Kreis hinaus sollen, etwa ein g'studierter Mann ein hochwürdiger Herr Pfarrer gar werden. Aber zum Studiren war der Einzige vom reichsten Altbauern viel zu wenig aufgelegt. Ihm behagte es viel besser und lieber, den ganzen lieben Tag in Nichtsthum zu verbringen, des Alten Geld zu verprassen und hinter jeder Schürze daherkulauen — er durfte es ja thun, der

Altbauern hatte in der Stadt genug Geld auf der Bank liegen. Wie lange so etwas geht, können Sie sich ja leicht denken; bald hatte der Altbauern nichts als eine Hypothek auf seiner Besetzung, und Willems konnte nichts als zum Militär gehen, um drei Jahre Pferde zu püken. Diese Soldatenjahre schienen ihn gebessert zu haben. Denn wie er als Ueberlebender, als Dragoner-Corporal nach Hause kam, da lag er sich recht gut an, und schon ver sprach man sich, es werde beiden bald gelingen, das Anwesen wieder in die Höhe, Schuldenfrei zu kriegen. Mit doppeltem Eifer warf sich der Alte auf die Arbeit; Willems stand nicht nach. Das einmal verpfuschte aber, das so viele leichtsinnige Jahre langsam, stetig heruntergebracht, auf einmal wieder emporrichten, geht auch nicht. Mittlerweile begann man auch in der Dorfe schon davon zu reden, Willems werde bald das Kreuzbauern Annerl heirathen, die saubere Dirn im ganzen Umkreis. Er war um dieses Mädchen zu beneiden. Ich sehe sie noch deutlich vor mir; kerngerade, wie eine junge, frische Tanne, erblühend im vollen Leben. Ein rundes, volles Gesicht mit ein Paar blauen, lebenden Augen, aus denen eine ganze Seele voll froher Schalkhaftigkeit, jugendlichen Uebermuths blickte. Immer hell und klar, frohemuth, wie ein süßer Frühling in unseren Bergen, da hoch oben die Gletscher erblühen, in den sonnenbeschrahlten Himmel zu gucken. Schon um dieser Augen willen mußte sich Willems in sie verlieben. Der kleine Mund war voll, lächelnd, wie die rundern, ein wenig aufgeworfenen, kuscheligen Lippen. Und in runden, warm weichen Linien war die halberblichste Baste gezeichnet. ... eine Knospe noch, die des wärmenden Sonnenlufes wartet, um in süßen Schauern blühen zu erblühen.

Wann wird Hochzeit gemacht? fragte ich mal Willems, da ich ihn gerade in der Schmiede traf, wo er seine Senfen schleifen wollte.

Er lachte mir mit vollem Munde entgegen, glückselig vor Freude. Hm! — er kramte sich hinter den blonden, struppigen Haaren — i deuch, ich bin von der nächsten Wassenübung hamtun!

Das war also eine ausgemachte Thatsache, daß wir im Orte recht bald eine solenne Hochzeit feiern würden. Ich freute mich darauf, denn die Verlobung mit dem Kreuzbauern sollte dem Altbauern endlich die Möglichkeit bieten, die letzten kleinen Schulden ganz zu tilgen, sollte ihn wieder, wie man es ja sagen pflegt, auf die rechten Füße stellen.

Vorher hatte noch Willems seine Wassenübungen durchzumachen. Er hätte sich von derselben auch befreien können, aber er zog es vor, lieber jetzt als lediger einzurücken und dafür dann mehrere Jahre frei zu sein, denn später als jungverheirateter Mann, da seine Abwesenheit in der Wirtschaft sich stark fühlbar gemacht hätte.

Am 1. Juli rückte er ab, am 16. sollte er schon zurück sein. Für den Teufel sind aber auch fünfzehn Tage Zeit genug, wenn er Unheil stiften will. Und loch ein Unheil erschien in der Person eines Sommergastes, eines jungen Fant aus Wien, eines lang emporgeschossenen, blassen, verlebten Gesellen mit blau umrandeten Augen. Eine wahrhaft schlotterige Gestalt, die bloß in einem leztomernen Anzuge stand, den, weih' Gott welcher englische Schneider componirt.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft lag man schon das Büschlein unter die Bauern sich mengen, den Viren nachstellen, sie mit Geschenken überhäufen — mit einem Worte, den flotten Geißen spielen. Auch ließ er sich des Sonntags über den See nach der Seewiese wubern, wo unsere Duschgen und Mädel beim Tanzen und Singen sich jauchzend ein hüthliches thun. Hier spielte er sich auf den gnädigen Herrn hinaus, bescheute die Musikanten, tractirte die Duschgen — und kniff die Mädel in die Wangen. Kaum wurde er aber hier Annerls anständig, Willems Braut, da ließ er die übrigen um sich, machte sich nur an diese, und wußte bald ihren Bruder, mit dem sie hinausgekommen war, derart zu beschwachen und zu derauschen, daß er sich um seine Schwester nicht mehr kümmerte.

Der Fremde wich nicht mehr von ihrer Seite. Was seine Geschenke nicht vermochten, seine Schmeichelei, seine Versprechungen, das erreichte des Bruders Jureben, der ganz in des Herrn Gewalt stand. — Willems hat keine Braut mehr!

Gleich bei seiner Zurückkunft erfährt er es aus dem Munde seines Vaters. Der herbe Schlag traf den armen Duschgen tief, bis in die Seele, bis ins Mark. Er brach nur so zusammen, kraftlos, energielos, als hätte ein wuchtiger, betäubender Keulenschlag ihn niedergedonnert. „Verrathen!“ schrie er aus, zähneknirschend, zornbeben; — es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre seinem Vater daongelaufen, den Grafen, sie und ihren Vater zu zermahlen.

Mit schwerer Mühe konnte ihn der Alte ein wenig beruhigen. Er lag auf seinen Knien vor dem zermalnten Sohn und beschloß ihn, sich zu sammeln. Sie ist deiner nicht werth; was willst du von einer, die höher hinaus will? Willems, du weißt es, — der Bauer soll nicht über sein Stand hinauswollen. ... Das wirkte. Willems wußte sich jurück in einen öden, dunklen Winkel der Stube und brütete trübsal vor sich hin. Er wußte, daß sein Leben allen Halt verloren, es hatte keinen Werth mehr. Ihn erfüllte jetzt nur ein wahnwitzig glühendes Verlangen nach Rache, ein unheiliger Durst nach Rache erfüllte jedes andere Gefühl in ihm. Was soll ihm die weite,

schöne, große Welt, wenn man daraus mit rohen, brutalen Händen seine Zukunft gerissen, seine Hoffnungen nicht fähig getreten, herzlich. Aber er wird höchlich verzeugend, schlag er es ab, daß man in Klaffen vom Willems sich noch erzählen wird.

Offenbar hatte das arme Büschlein Willems Ankunft erfahren und unter sich den Boden heiß werden gefühlt, — er war plötzlich verschwunden, Annerl in ihrer Roth und ihrem Elend setzte zurücklassend. Da trat jetzt Willems vor!

Als sei gar nichts geschehen, kam er zur Annerl, seiner Braut, als wähte er gar nichts, was vorgefallen, brachte er ihr seine Geschenke aus der Stadt, plauderte und lachte mit ihr, — so sehr ihm das Herz auch schwer sein und so viel Mühe und Anstrengung es ihm auch kosten mochte, seinen fürchterlichen Jörn zu verbergen. Annerl ahnte gar nichts; sie war lustig und guter Dinge. ... die kurzschichtige, falsche Dirn, die es doch noch hätte bemerken müssen, daß Willems an ihrem linken Mittelfinger einen Rautenstein sah. Warum fragte er sie nicht, woher sie ihn habe?

Der erste Sonntag seit Willems Rückkehr war einer der schönsten Sommertage, die ich je hier erlebte. Ich werde ihn in meinem Leben nicht vergessen. Das ganze All strahlte nur in Licht und Wärme, aber alles lag gebreitet ein schimmerndes Meer. In der süßen, lauen Luft strich ein harziger Duft aus den Tannenwäldern, das zwischen den Geruch der Linden, des Wacholders. ... nichts als bezaubernder, wogender Glanz und wieder und wieder Licht. Auf dem See herrschte reges Leben. Die Boote schossen nach allen Richtungen herum, meistens zur Seewiese hin, wo wieder Musik und Tanz war. Das Ufer voller Leute; Bauern, gepugte Duschgen und Mädel, auch Sommergäste aus fernem Städten.

Am Nachmittag erschien Willems mit seiner Braut. Er hat merkwürdigerweise in seiner Militär-Extra-Uniform, und man muß es ihm lassen, er sah als Dragoner-Corporal vom vierten Regiment sehr sehr und gut aus. Nur schien er mir sehr bleich und aufgeregt. Annerl dagegen war sehr aufgetraut, lustig und übermüthig wie immer.

Wohin geht's? fragte ich, da mir Willems gar nicht gefiel. Zur Seewiese, rief er hinüber. Unsere letzte Brautfahrt, denn bald wird Hochzeit gemacht. Seine Worte beruhigten mich, denn die Stimme klang klar und ruhig.

Seine Brautfahrt, wiederholten mechanisch meine Lippen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit starkem Arm in den See hinausrudert, just in die Mitte. Das Boot schleift plüschig da hin. ... die Braut deutet mit den Armen in die Luft umher, offenbar freuten sie, sie wußt nach der Seewiese, aber seiner von uns am Ufer denkt an irgend etwas. Die meisten übrigen Boote sind weiter drüben, das nächste braucht immerhin einige Minuten, um ihn zu erreichen. Plötzlich hebt Willems ein Ruder in die Höhe, daß Wasser rieselt daran nieder wie zerfließendes Gold, und wir sehen, wie er es mit Wucht weithin von sich schleudert. Schon schiefen zwei Rillen zu ihm hin. Doch zu spät. ... sie sind ihm noch gar zu wenig Meter weit, da erhebt sich Willems, seine Gestalt zeigt sich scharf vom grünen, bunten Hintergrunde ab, er wird von der Sonne beschienen, wahrhaft eine leuchtumflotte Gestalt — Annerl beugt sich vor, stehend, in höchster Angst, die Hände vor sich hin — und schon fällt ein Schuß.

Donnernd und krachend löst das Echo von den Bergen zehnfach zurück, und schon fällt der zweite Schuß — Willems dreht sich plötzlich um und sinkt über den Rand des Bootes in den See, daß es umkippt. Er und Annerl sind in den Tiefen verfunken. ... Am Ufer stand sein alter Vater und sah händeringend, in die Knie zusammengesunken, den Selbstmord mit an. Wir trugen ihn mit schwerer Mühe fort — er wollte seine eigene folgen. Er verfiel gleich darauf in ein böses Fieber, doch gelang es mir, ihn zu retten. Heute lebt er von der Gnade der Gemeinde.

Warum er kein Geld wollte Eine Autographen-Geschichte. Von Eduard Lanx.

Es war wenige Monate vor dem Tode des großen Rimen. Alle die Verehrer und Freunde Talma's bängten um sein Leben; nur er wußte nicht, wie kritisch es um ihn stand. Wenn er auf den Brettern stand, die für ihn in des Wortes vorwegener Bedeutung die Welt bedeuten, dann lächelte er sich hoch, gesund, glänzlich! Er spielte mit einem hinreißenden Feuer. Seine Leistungen waren vielleicht nie so großartig, so abgerundet, wie in der letzten Zeit seines Lebens. Wenn er auftrat, dann war das Auditorium hingekiften, um bei seinem Abgange dann jedesmal um so schmerzlicher an das nahe bevorstehende Ende des Künstler's erinnert zu werden.

Der Schneider Talma's hatte von diesem sehr auf die Theaterläufe lautende Dittungen erhalten, und schickte sich gerade an, das Geld dafür zu erheben, als die Thür zu seiner Wohnung aufging und ein Engländer mit Namen Lord Smith Clarke in's Zimmer trat.

„Sie haben,“ begann dieser, „mehrere von Talma eigenhändig ausgefertigte Anweisungen in Händen.“ „So ist es.“ „Ich bin bereit, Ihnen ein gutes Aufschlag dafür zu geben, wenn Sie mir die Schriftstücke überlassen.“ Der Schneider wurde stübig: Wenn

ber Engländer ihm schon jetzt, bei Zeiten Talma's, einen solchen Verbleib bot, was mühten die Dittungen erst na, dessen Tode werth sein; und sich höchlich verzeugend, schlag er es ab, daß Angebot zu acceptiren. Er wollte sein Kapital dadurch vergrößern, daß er mit dem Verkauf der Papiere ein einige Zeit wartete.

Aber, er hatte die Rechnung ohne Talma gemacht. Wenige Tage nach dieser Begebenheit theilte dessen Sekretär ihm mit, daß sechs Dittungen wunderbarer Weise nicht eingelöst seien. Der Künstler sah in seinen Büchern nach, wenn er die Anweisungen gegeben hatte und beantragte seinen Sekretär, zu dem Schneider zu gehen.

Bald hatte dieser seinen Auftrag ausgeführt und den Schneider aufgefordert, sein ihm zukommendes Geld bei der Theaterkasse zu erheben. Doch dieser fand sich durchaus nicht bereit. „Sehen Sie,“ antwortete der Schneider, „mir ist vor einigen Tagen ein sehr guter Profit für die von Herrn Talma eigenhändig ausgefertigten Anweisungen geboten worden. Dieser Umstand hat mich jedoch veranlaßt, die Papiere so lange aufzubewahren, bis nach Herrn Talma's Tode. Ich würde Ihnen rathe, ebenso zu verfahren; denn unzweifelhaft sind Sie im Besitze verschiedener Gegenstände von der Hand des großen Meisters, die nach dessen Tode einen nicht zu unterschätzenden Werth haben werden.“

Der Sekretär war von diesen Worten in hohem Grade unangenehm berührt. Nicht allein, daß man in so hezölicher Weise auf den Tod seines Herrn spekulirte, hatte man noch den Rath, ihm ein ebensolches Thun anzurathen, und sich kühl verzeugend, verließ er das Lokal.

Am Nachmittag desselben Tages unterhielt sich Talma mit seinem Sekretär über die verschiedensten Dinge, bis er plötzlich nach der Erledigung der Angelegenheit mit dem Schneider fragte.

„D,“ entgegnete der Sekretär schneidbar leichthin, die Sache ist allerdings nicht erledigt, aber ich glaube trotzdem, daß Sie mit der Schlinge, wie sie jetzt ist, einverstanden sein werden.“ „Da bin ich neugierig; bitte, erzählen Sie.“

Der Schneider entgegnete mir auf meine Aufforderung, sein Geld einzulassen, daß er dieses nicht thun werde, da das Geld, welches er von der Theaterkasse auf eine Anweisung des großen Talma bekommen werde, sich durchaus nicht von anderem Gelde unterscheiden, dagegen die Schriftstücke von der Hand dieses Mannes sich ohne alle Frage sehr vortheilhaft unterscheiden. Deshalb werde er dieselben auch für sich und seine Angehörigen aufbewahren.“

Während dieser Mittheilung war Talma unruhig im Zimmer aus und abgegangen: „Schreiben Sie dem Schneider, bitte, daß mich seine Pödel sehr ehrt, daß ich ihn aber trotzdem bitten muß, seine Forderung an mich dadurch aufzuheben, daß er den Betrag dafür erhebt. Ich wünsche ihm durchaus nichts schuldig zu bleiben.“

Man ist so gern bereit, die Schauspieler, und zwar nicht mit Unrecht, schlechte Zähler zu nennen. Leider sind so viele meiner Kollegen eben nicht in der Lage, ihren Verpflichtungen nachzukommen; da ich aber nun ja dazu im Stande bin, so möchte ich unter allen Umständen, daß meine Anweisungen eingelöst werden.“

Am anderen Tage war der Schneider im Besitze eines Briefes von der Hand des Sekretärs, dessen Inhalt sich mit den Angaben Talma's deckte.

Zwei, drei Tage verstrichen, ohne daß eine Antwort erfolgte. Endlich schrieb Talma dem Schneider selbst einen Brief, aber der Erfolg war gleich. Es kam keine Antwort. Ein zweiter Brief Talma's hatte dasselbe Schicksal.

Ganz neervös geworden, eilte der Künstler zu dem Gläubiger, der so hartnäckig die Annahme des ihm zukommenden Geldes verweigerte, aber der Schneider ließ sich verlegen.

Empört über diese Behandlung eilte Talma nach Hause, wo er dem Schneider einen Brief schrieb, worin er energisch um Abnahme des Geldes aufforderte.

Als der sonderbare Kauz den Brief erhielt, zog ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht: „N, jetzt habe ich den dritten Brief; wenn es mir nun gelingt, noch einige Schreiben zu erhalten, dann kann ich die Anweisungen auf Herrn Talma ruhig einlösen, da es mir dann möglich ist, seine Briefe statt der Dittungen zu verkaufen.“ Hiernächst setzte er sich hin und schrieb seinem Schuldner, daß er ihm noch erlaube noch, dessen Anweisungen uneingelöst für sich und seine Familie, wie er bereits dem Sekretär gebe en habe, aufzubewahren.

Wie der schlaue Schneider vorausgesehen, erhielt er hierauf einen Brief, worin ihm seine Bitte runderweg abge schlagen wurde. Im Gegentheil: Talma forderte ihn energisch auf, sich endlich das Geld auszahlen zu lassen.

Aber dieser Gläubiger war ausdauernd in der Verweigerung der Annahme des ihm zukommenden Geldes. Noch zweimal ließ er sich auffordern, endlich sein Geld zu erheben; nur der Umstand, daß das letzte Schreiben Talma's die Erklärung enthielt, ihn auf gerichtlichem Wege zur Annahme des Geldes zu zwingen, veranlaßte ihn, dem Spiel ein Ende zu machen, um der vielfachen Aufforderung nachzukommen.

Es waren einige Wochen verstrichen, nachdem der hartnäckige Schneider sein Geld erhalten hatte, da ging die Nachricht durch die Wälder, daß Talma schwer krank sei.

Jetzt hielt der Schneider die Zeit für gekommen, dem Engländer, welcher ihm seiner Zeit das Angebot für die von Talma's Hand ausgefertigten Schrift-

stücke gemacht hatte, von seinem Besitze der sechs eigenhändigen Briefe des Künstlers Kenntniß zu geben, und mit diesen in der Tasche begab er sich zu dem Lord. Er traf ihn gerade zum Ausgehen bereit. Doch auf die Mittheilung, um was es sich handelte, wurde er sofort zum Davbleiben eingeladen.

„Was verlangen Sie für die Briefe,“ fragte der Lord. „Ich bitte Sie, mir ein Angebot zu machen.“ „Ich gebe Ihnen für diese sechs Briefe sechshundert Francs.“

Der Schneider schüttelte verneinend den Kopf. „Nein, Mylord, dafür gebe ich die Briefe nicht fort. Bedenken Sie, die Schriftstücke sind aus der jüngsten Zeit; und viele dürften bei der Krankheit des Meisters nicht ein ähnliches Datum tragen.“

Der Engländer bot noch 800 Francs. Aber der Schneider, wohl wissend, daß er einen Schatz im Besitze habe, ließ sich auf dieses Gebot nicht ein.

Und wieder waren einige Wochen verstrichen. Die Katastrophe, die man so lange gefürchtet hatte, war eingetreten. Talma, der große herrliche Rime, war gestorben, und tiefe aufrichtige Trauer hatte seine Verehrer erfasst.

In banger Erwartung saß unser Schneider in seiner Werkstatt und spähte die Straße hinunter. Es war dumm von ihm gewesen, das Gebot von 800 Francs, seiner Zeit nicht angenommen zu haben. Da nähte sich der Lord seinem Hause und aufathmend begab sich der Meister von Nabel und Scheere an die Arbeit.

Gleich darauf öffnete sich die Thür und herein trat der Engländer, der dem schneidbar emsig arbeitenden Schneider plötzlich mit der Frage gegenüber stand: „Wollen Sie mir die Briefe für 1100 Francs überlassen? Ja oder Nein?“

„Und Ja?“ kam es aus des Schneiders Munde. Still vergnügt legte der Schneider, nachdem der Lord gegangen war, das leicht verdiente Geld fort. Dann machte er sich auf den Weg, um sich zu Talma's Sekretär zu begeben.

„Mein Herr,“ begann er, bei diesem anlangend, „ich bin bereit, ein gutes Geschäft mit Ihnen zu machen. Ueberlassen Sie mir sämtliche entdeckten Schriftstücke von der Hand des verstorbenen Talma, und ich gebe Ihnen 150 Francs dafür.“

Doch er war an den falschen gekommen. Kaum hatte er ausgesprochen, als der Sekretär, empört über so viele Tollthatigkeit, aufsprang, den Schneider an dem Kragen packte, und zur Thüre hinauswarf.

„Schade,“ sagte der Schneider, „ich den Rücken reißend, der Engländer hätte noch mehr genommen.“

Dienstboten in Brasilien. In Folge der Aufhebung der Sklaverei in Brasilien herrscht dort Mangel an Dienstboten. Dieselben sind daher im Noth, ihre Bedingungen zu stellen, ehe sie eine Stellung annehmen. Nicht ein Prozent der männlichen und weiblichen Dienstboten will im Hause der Herrschaft schlafen. Sie bestehen darauf, das Haus des Abends spätestens um 7 Uhr zu verlassen, und kehren am nächsten Morgen nicht vor 7 oder 8 Uhr zurück. Eine Köchin findet es nicht angemessen, daß ihre Herrschaft ihr Dinner später als 5 Uhr einnehme, sodas sie die Küche in Ordnung bringen und rechtzeitig nach Hause gehen kann. Widersprechen sich die Herrschaften diesem Gebahren, so verlassen die Dienstboten sie sofort. Eine gesellschaftliche Bestimmung, die zum Weiblich zu zwingen, giebt es in Brasilien nicht. Ein Dienstmädchen erhält durchschnittlich 2 bis 3 Pfd. Sterl. monatlich, sowie Zehrung. Diese Dienstboten sind alle Mulatten und fast alle befreite Sklaven. Trotzdem sie keine Engel sind, werden sie doch den weißen Dienern vorgezogen, die in Brasilien noch viel schlimmer sind. Einige italienische und deutsche Kolonisten befinden sich daselbst im Dienste; sie sind jedoch unabhängiger als die Schwarzen. Ein Grund für den Mangel an Dienstboten ist der Umstand, daß seit Kurzem Fabriken in großer Anzahl errichtet worden sind, in denen bessere Löhne bezahlt werden und in denen die Arbeitsstunden kürzer sind als in dem Haushalt.

Etwas vom Pfau. Ueber diesen Schmuckvogel sind zum Theil ganz falsche Ansichten verbreitet. Fragt man irgend Jemand, was am Pfau das Schönste sei, so antwortet dieser unfehlbar: „desen Schwanz.“ Die Dichter hübligen bekanntlich derselben Anschauung. Was wir aber den Schwanz des Pfau's nennen, ist nicht der Schwanz, sondern die Federn, die wir zusammen als Pfauenschweif bezeichnen; sie sind nur vom Rücken ausgehende sogenannte Schwanz-Deckfedern, wie man solche, nur weit kleiner, bei jedem Vogel wiederfindet. Die wirklichen Schwanzfedern des Pfau's sind kurz und stark, und wenn der Vogel diese aufrichtet, nehmen sie die schönen Deckfedern nur mechanisch mit.

Schnelligkeit des Schwablenflugs. Eine Schwalbe, die ihr Nest in der Nachbarschaft von Rubair hatte, wurde gefangen, nach Paris gebracht und dort in Freiheit gesetzt. Sofort kehrte sie, und zwar binnen 1 1/2 Stunden, nach ihrem Neste zurück, und hatte damit die Entfernung von 161 englischen Meilen (ca. 256 Meilen) zurückgelegt, d. h. sie durchlief in einer Minute die Strecke von 256 Meilen oder die englische Meile in noch nicht ganz 34 Sekunden. Die Schwalbe bewegte sich also um das Doppelte schneller als unsere Schnelzüge.

Unangenehm. Universitätsprofessor: „Meine Herren, ich bitte einige Minuten um Ihre Nachsicht. Ich habe mein Manuscript zu Hause gelassen, aber mein kleiner Sohn wird es mir sogleich bringen.“ Der kleine Sohn (eintretend): „Mama konnte das Schriftstück nicht finden; das für schick! Sie aber das Buch, aus dem Du's abgeschrieben hast!“

Eine neue Charge. Rittmeister (einen ihm befreundeten Maler in der Kunstausstellung beglückwünschend): „Habe doch Ihr neues Bild gesehen! Wirklich großartige Leistung — sind gewissermaßen zu einem Kameraden von mir avancirt!“ Maler: „Wieso?“ Rittmeister: „Na, meine: Coloritmeister!“

Der Paronä. „Hast Du gelernt, Elsa, wie sich hat ausgezeichnet unser Nothiz in der Residenz? Gezogen hat 'r an' armen Dienstboten heraus aus der Donau!“ „Hä! War nit Feineres d'rinn!“

Dorfschick. Privatier (bei der Abreise in's Bad, zu seinen drei Töchtern): „Pauline, Du thust mir jeden Tag den Vogel füttern, Du, Rosa, erinnerst die Pauline daran, und Hermine nicht nach, ob der Vogel gesättigt ist!“

Spizhuben-Eitelkeit. Staatsanwalt (bei'm Resümee): „Die Schamheit, ich möchte fast sagen Intelligenz, mit welcher der Einbruch ... Angestellter (unterbrechend): „Sie, nicht wahr, das kommt doch hoffentlich in die Zeitung?“

Ein Zeitfind. (Friedr. lieft eifrig in dem Buche: Krone des hässlichen Glücks. Eine Anleitung zur guten Erziehung der Kinder bis zum 8. Lebensjahre.) Mutter: „Ja, wie kommst denn Du dazu, in diesem Buch zu lesen?“ Fräulein: „Weiß Du, Mama, ich hab' nur sehen wollen, ob ich bis jetzt von Euch richtig erzogen worden bin!“

Grob. Gast: „Herr Wirth, ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, Sie sollen mir ein mageres Schweinefleisch bringen, und das da ist trotzdem ganz fett!“ Wirth: „Wenn's Ihnen nicht recht ist, brauchen Sie's ja nicht zu essen — aber Sie können nicht verlangen, daß ich Ihre Leinwand meine Sau nach Marienthal schick!“

Der umgekehrte Heine. In einer Gesellschaft wird über einen modernen Dichter gesprochen, der sich durch lange sentimentale Oebdichte hervorgethan. „Ich möchte ihn“, bemerkt ein Kritiker, „den umgekehrten Heine nennen!“ „Wieso?“ „Nun: aus seinen Klängen Schmerzen macht er die großen Lieder!“

Prohib. Collecteur: „... Und dann möchte ich noch um einen kleinen Beitrag für das neu zu erbauende Waisenhaus bitten!“ Er: „Beauure, dafür gebe ich keinen Pfennig!“ Sie (heimlich zu ihrem Manne): „Was reißt Du? Unserem kann doch höchstens geben keine Doppeltrommel!“

Der falsche Wolf. Hänchen hat in der Schule vom Wolf gehört und erhält zu Hause, als er von der Mama noch mehr darüber wissen wollte, den entsprechenden Band des Conversationslexikons zur Leitüre. „Nun“, fragt sie nach längerer Zeit, da er noch immer lieft, „bist Du denn noch nicht fertig?“ „Nein“, sagt Hans, „ich bin erst da, wo er Symnasialembor wirbt!“

Herzenswunsch. In der Volksschule ist der Nachmittag wegen großer Hitze freigegeben worden, dagegen haben die jungen Lateiner Unterricht wie sonst. „Weißt“, sagt einer von ihnen auf dem Schulweg, „mer sollten halt auf an' d' Director haben, der ordentlich' schwich' thät — na' wär's annerst!“

Motivier. „Aber Eli, vor einer Stunde hast Du doch erst den Brief von Eduard bekommen, und nun beantwortest Du ihn schon wieder! Warum eilt denn das immer gar so sehr?“ „O, Emma, Du weißt eben nicht, wie leidenschaftlich er mich liebt! Er erschießt sich ja immer gleich, wenn ich ihm nicht sofort antworte!“

Selbstzwang. Stüffel: „Aber hä' mal, Spund, gestern bist Du nun auch beim Löwenwirth hinausgeworfen worden! Du in Deinen hohen Semestern solltest doch nun endlich solider werden!“ Spund: „D, das ist Alles nur Politit von mir! Ich mache mich jetzt nach und nach in sämmtlichen Kneipen umgänglich, und dann sollst Du sehen, was für ein feines Examen ich nächstes Semester leiste!“

Echter Klatsch. Erste Gevatterin: „Glauben Sie die schreckliche Geschichte, die man sich von Fräulein Schwarz erzählt?“ Zweite Gevatterin: „Ganz entschieden! ... Was erzählt man denn von ihr?“